Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 22 (1954-1955)
Heft: 10

Artikel: Wehalb wir uns nicht anders denn als "Christen" bezeichnen können
Autor: Croce, Benedetto
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758617

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

WESHALB WIR UNS NICHT ANDERS DENN ALS «CHRISTEN» BEZEICHNEN KÖNNEN

Von Benedetto Croce

Wer sich heute als Christ bezeichnet, tut es selten ohne einen Schimmer frommer Salbung und Scheinheiligkeit, ja, es dient oft der Selbstgefälligkeit, sich diesen Namen zuzulegen und verschleiert so manches, was vom christlichen Geiste recht verschieden ist. Man könnte hierfür Beweise beibringen; aber sie sind überflüssig, denn wir wollen ja hier keine Behauptungen und Urteile anführen, die uns von unserem Thema nur ablenken würden.

Denn heute wollen wir lediglich, unter Berufung auf die Geschichte, feststellen, daß wir gar nicht anders können, denn uns als Christen zu bekennen und daß dies Bekenntnis nur einer Pflicht der Wahrhaftigkeit entspricht.

Das Christentum ist die größte aller Revolutionen gewesen, die die Menschheit jemals vollzogen hat — so groß, umfassend tief und fruchtbar an Folgen, so unerwartet und überwältigend als Tatsache, daß es nicht erstaunlich ist, wenn sie als Wunder erschien und noch erscheinen kann, als Offenbarung aus höheren Welten — ja als ein unmittelbares Eingreifen Gottes in die menschlichen Dinge, die dadurch ganz neue Richtungen und Gesetze erhalten haben.

Keine andere Revolution, keine der großen Entdeckungen, die Epochen in der Geschichte der Menschheit bezeichnen, halten einen Vergleich aus mit dieser Revolution. Neben ihr erscheinen alle auf Einzelheiten beschränkt zu sein, selbst jene, die Griechenland in Kunst, Philosophie, politischer Freiheit und Rom im Rechtswesen vollzogen haben, um von jenen früheren ganz zu schweigen, wie es die Erfindung der Schriftzeichen, die Mathematik, Astronomie und Medizin waren und was wir sonst noch alles dem Orient und Aegypten verdanken. Und die Revolutionen und Entdeckungen, die in neueren Zeiten folgten — soweit sie nicht beschränkt und einzelbezogen waren, wie ihre Vorläufer im Altertum, soweit sie den ganzen Menschen, die Seele selbst erfaßten, sind ohne diese christliche Revolution undenkbar. Sie alle können nicht anders als im Zusammenhang mit dieser Revolution begriffen werden; denn ihr gebührt der Primat, den ersten Impuls gegeben zu haben und noch immer weiter zu geben.

Dies hat darin seinen Grund, daß die christliche Revolution im Innersten der Seele wirkt. Durch diese Wirkung und Zwiesprache, in der sie bis ins Innerste und eigenste dieses Bewußtseins dringt, schien sie dem Menschen eine neue Tugend, einen neuen geistigen Wert zu verleihen, der bis dahin der Menschheit gefehlt hatte. Die Helden und die Genies, die vor dem Christentum auftraten, vollführten erstaunliche Taten, schufen herrliche Werke und überlieferten uns einen kostbaren Schatz an Formen, Gedanken und Erfahrungen. Doch bei ihnen allen fehlt jene besondere Prägung, die uns zu Brüdern einer einzigen großen Gemeinschaft macht, wie sie nur das Christentum dem Menschen gegeben hat.

Und dennoch war es nicht ein Wunder, das in den Lauf der Geschichte eingriff und sich wie eine fremde übersinnliche Macht dort einschaltete. Es war auch nicht jenes andere und metaphysische Wunder, wie es einige Philosophen (vor allem Hegel) hier einsetzten, wenn sie sich anschickten, die Geschichte als einen langen Geistesprozeß zu denken, in dessen Verlauf der Geist nacheinander erst die Bestandteile erwarb, die sein Wesen bilden: die Kategorien. So hatte, nach Hegel, der Geist zu einer gewissen Zeit mit der wissenschaftlichen Erkenntnis beginnend, die Begriffe von Staat und Freiheit geschaffen und mit dem Christentum das innere Sittengesetz erworben. Denn der Geist ist stets die Fülle seiner selbst, seine Schöpfungen sind seine Geschichte — diese Schöpfungen, die sich dauernd und ohne Ende erneuern und in denen das Ewige sich selbst feiert.

Weder Griechen, Römer noch Orientalen schenkten aus sich der Welt jene gewaltigen Gestaltungen, die man ausdrücklich als schöpferische Ideen bezeichnet, sondern vermöge dieser Ideen schufen sie die Werke und Taten, durch die sie bisher unerreichte Höhen erklommen, die zu entscheidenden Wendepunkten für die Menschengeschichte wurden. Auch die christliche Revolution war ein geschichtlicher Vorgang, der im allgemeinen Geschichtsverlauf als der feierlichste aller Wendepunkte dasteht.

Versuche, Vorläufer und Wegbereiter für das Christentum konnte man wahrnehmen, wie man sie bei jedem menschlichen Schaffen wahrnehmen kann, sei es Dichtung oder politische Tat — aber das Licht, das jene Ereignisse auszustrahlen scheinen, erhielten sie nur als Abglanz von dem Werk, das sich dann erst verwirklichte. Sie hatten es nicht in sich; denn kein Werk wird je geboren aus einer Anhäufung oder Vereinigung anderer Werke — die nicht es selbst sind, sondern stets und einzig nur durch eine ursprüngliche schöpferische Tat: Kein Werk existiert schon vorher in seinen Vorläufern.

Als das Christentum in Erscheinung trat, da gewann das sittliche Bewußtsein unter Schmerzen sein neues Leben. Es war ebenso zuversichtlich wie inbrünstig. Es lebte im Gefühl der Sünde, die stets lauert und im Bewußtsein der Kraft, die der Sünde stets widersteht und sie besiegt. Es war zugleich demütig und hochgemut, in der Demut seine Erhöhung findend und im Dienste des Herrn seine Lust. Und dies Bewußtsein hielt sich rein und unbefleckt; es war unbeugsam und gefeit gegen alle Versuche, die es aus seinem Eigensten herauslocken wollten oder mit sich selbst in Widerspruch bringen. Es war sogar auf der Hut vor Lob, Ehre und äußerem Glanz. Seine Gesetze schöpfte es nur von der inneren Stimme, niemals aus äußeren Befehlen oder Vorschriften; denn alle solche Vorschriften mußten sich als unzulänglich erweisen, die Widersprüche von Mal zu Mal zu lösen und das sittliche Ziel zu erreichen. Denn alle äußeren Verordnungen münden doch auf diesem oder jenem Wege im Tiefland der Sinne und der Nützlichkeit. Denn dies neue Bewußtsein war von der Liebe erfaßt, der Liebe gegen alle Menschen ohne Unterschied von Volk oder Klasse, von Freien oder Sklaven —, gegen jedes Geschöpf; von der Liebe zur Welt, die ein Werk Gottes ist, von der Liebe zu Gott, der ein Gott der Liebe ist, der nicht vom Menschen getrennt ist, sondern zum Menschen herabsteigt — ein Gott, in dem wir alle leben, weben und sind.

Aus einer solchen Erfahrung, die zugleich Gefühl, Tat und Gedanke war, entsprang eine neue Vision und Deutung der Wirklichkeit. Man suchte und sah die Wirklichkeit nun nicht mehr in Dingen, die vom Subjekt unabhängig waren und setzte und erhob diese Objekte nicht mehr zu Subjekten — sondern man sah von nun an alle Wirklichkeit in dem, der der ewige Schöpfer aller Dinge ist und das einzige Prinzip ihrer Erklärung. So stellte sich die Vorstellung des Geistes ein. Gott selber wurde nicht mehr als undifferenzierte abstrakte Einheit aufgefaßt und als solche starr und regungslos gedacht, sondern er war nun zugleich Einheit und Vielfalt — weil lebend und Quell allen Lebens —, der Eine und Dreieinige.

Diese neue geistige Errungenschaft und diese neue Auffassung traten nun teilweise in Mythen verkleidet hervor, als Reich Gottes, Auferstehung der Toten, der Taufe als Vorbereitung, die Versöhnung und Erlösung derer, die zum neuen Reich erwählt waren, der Gnade, Vorausbestimmung und anderes mehr. Mühsam wandelten sich die Mythen und aus gröberen wurden andere, zartere, die mehr an Wahrheit durchschimmern ließen. Oft verwirrten sich die Gedanken und wurden nicht immer bis zur Harmonie durchgeführt. Sie stießen bisweilen in Widersprüchen aufeinander, so daß sie oft

zögernd und ratlos stutzten — aber nicht, weil die Gedanken etwa im Grunde nicht die gleichen gewesen wären, die wir hier in Kürze anführten und von denen ein Jeder in sich das Echo verspürt, wenn er in Gedanken das Wort «Christ» ausspricht. Eine neue Tat, eine neue Auffassung, ein dichterisches Werk ist nicht und soll nicht gedacht werden als ein abstraktes Gebilde, das der allgemeinen Phantasie wie ein objektiv und endgültig festumschriebenes Etwas vorschwebt, sondern als eine Kraft, die sich unter anderen Kräften den Weg bahnt. Sie mag zuweilen steckenbleiben, dann wieder sich verirren, nur langsam und mühsam vorwärtsdringend. Ja, man muß sie sich als eine Kraft denken, die sich sogar hie und da von anderen Kräften überwältigen läßt, die sie zur Zeit nicht völlig besiegen, sich nicht untertan machen oder in sich auflösen kann. Aber sie stählt sich in den Niederlagen und erhebt sich aus ihnen in neuer Kampfesfreude. Wer das Christentum in seiner echten und ursprünglichen Eigenart begreifen will, der muß es von jenen fremden Spuren befreien und über jene Zufälligkeiten hinwegschreiten. Er darf es nicht in seinen Aporien, Zweifeln, Widersprüchen und Wirrungen sehen — aber in dem ersten Ungestüm seiner gebieterischen Spannkraft. Auch ein Werk der Dichtkunst gilt nicht weniger um deswillen, was sich etwa an Unkünstlerischem darin eingeflochten hat oder das sich ihm zugesellte, wie es etwa die maculae (Flecken) wären, die sich auch bei Homer und Dante finden.

Man pflegt argwöhnisch und mit Worten tadelnder Kritik zu entgegnen, daß man auf diese Weise Lehren und Tatsachen «idealisiere», statt sie in ihrer unverfälschten Realität zu respektieren. Aber diese «Idealisierung» (die nicht die Augen schließt vor fremden Zutaten und Zufälligkeiten, ja, sie keineswegs leugnet), ist nichts anderes, als die «Einsicht», die sie begreift.

Man probiere es nur einmal, den entgegengesetzten Weg einzuschlagen. Man prüfe in gleicher Weise alle Stellen und Mythen, die Widersprüche und Uebereinstimmungen, die Ueberzeugungen und Zweifel eines Denkers. Der Erfolg wird sicher die Schlußfolgerung sein, daß jenes Werk gar kein Kunstwerk ist, sondern ein widerspruchsvolles Nichts, von A bis Z von Fehlern entstellt. Es gibt genug Kritiker und Historiker, die so etwas ganz gerne tun und sich offenbar freuen, in den großen Taten, Werken und Gedanken der Vergangenheit die gleiche Zerstreutheit im Denken und die gleiche moralische Gleichgültigkeit zu finden wie bei sich selbst.

Es war auch natürlich und notwendig, daß jener Vorgang der Ausgestaltung der Wahrheit, den das Christentum so außerordentlich intensiviert und beschleunigt hatte, an einem gewissen Punkte

vorerst innehielt und daß die christliche Revolution eine Atempause hatte (ein Atemholen, das in der Geschichte zeitlich Jahrhunderte umfassen kann), um sich zunächst eine feste Ordnung zu geben. Auch hier hat man Klage erhoben, ja man bedauert bis heute den Absturz aus jener Höhe, auf der die christliche Begeisterung sich einst bewegte. Man beklagte diese Festlegung, diese Einstellung auf das Praktische und die Politisierung des religiösen Denkens. Man beklagte das Eindämmen des freien Strömens, jene Festlegung, die den Tod bedeutet.

Aber die Polemik gegen die Ausgestaltung und Existenz der Kirche oder der Kirchen ist ebenso unvernünftig, wie es eine Polemik gegen die Universitäten und andere Schulen wäre, in denen die Forschung, die dauernde Kritik und Selbstkritik ist, aufhört, dies zu sein, um in Katechismen und Handbüchern festgelegt zu werden und nun fix und fertig als Wissenschaft gelernt wird, sei es um sich ihrer zu praktischen Zwecken zu bedienen, sei es, um guten Köpfen als Stoff zu dienen, den man beherrschen muß, um neue wissenschaftliche Fortschritte zu erreichen und anzustreben. Es ist nicht statthaft, aus dem Geistesleben das Moment auszuschalten, in dem der Prozeß des forschenden Denkens in festgelegtem Wissen mündet, von wo aus sich dann der Weg zu praktischer Betätigung öffnet. Und wenn nach diesem Uebergang vom Forschen zum Wissen die Wahrheit wie von einer Mauer umschlossen wird, die sie zum Absterben verurteilt, ja, die in gewissem Sinne ihren Tod bedeutet (und sei es auch die Euthanasia, der schöne Tod); denn echte Wahrheit besteht nur im Verlauf ihres Werdens, so bedeutet diese Mauer andererseits die Erhaltung der Wahrheit für ihr neues Leben, ja für ihre Auferstehung. Sie ist wie ein Schutz für das Samenkorn, das keimen und neue Sprosse treiben will. So formte die christliche katholische Kirche ihre Dogmen ohne Furcht, bisweilen das Unausdenkbare zu formulieren, auch wenn es in der Einheit eines Gedankenganges nicht ganz erfaßbar schien. Sie schuf so ihren Kult, ihre Priesterordnung, Hierarchie, Disziplin, irdisches Erbteil, Wirtschaft, Finanz, Recht und Rechtswesen und die entsprechende rechtliche Kasuistik. Sie untersuchte und schuf Einrichtungen und Abmachungen für Bedürfnisse, die sie weder ablehnen noch unterdrücken, noch auch frei und zügellos sich selbst überlassen konnte. Und ihr Wirken war segensreich. Sie besiegte den Polytheismus des Heidentums und die neuen Widersacher, die ihr aus dem Orient erwuchsen (aus dem sie selber stammte und dessen Irrtümer sie überwunden hatte). Sie überwand ferner jene besonders gefährlichen Gegner, die manche Züge ihres eigenen Antlitzes trugen, wie die Gnostiker und Mani-

chäer. Vorausschauend erbaute sie auf neuen geistigen Grundpfeilern das stürzende und gesunkene römische Reich. Sie übernahm von ihm, wie von der ganzen antiken Kultur, die Tradition, die sie von nun an hütete. Sie erlebte jetzt eine lange, ruhmvolle Zeit, die wir das Mittelalter nennen. Diese geschichtliche Einteilung und Benennung war scheinbar zufällig und doch von sicherem Instinkt für die Wahrheit geleitet. In dieser Epoche führte die Kirche nicht nur die Bekehrung, Zivilisierung und Romanisierung der Germanen und anderer Barbaren durch. Sie mied nicht nur die immer neuen Fallstricke und die sicher schädlichen Einflüsse der sich stets erneuernden alten Ketzereien, seien es nun dualistische, pessimistische, asketische, akosmische oder lebensverneinende Lehren, sie rief auch zum Kampf auf gegen den Islam, der die europäische Gesittung bedrohte. Gegen einseitig politische Ansprüche stellte sie die höheren Forderungen von Moral und Sittlichkeit und machte sich die Politik fügsam. In diesem Sinne behauptete sie mit gutem Grunde ihr Recht, die ganze Welt zu beherrschen, wie groß auch oft die Verderbnis und die Verdrehung dieses Rechtes gewesen sein mag.

Ebenso wenig stichhaltig sind die anderen landläufigen Beschuldigungen gegen die christliche katholische Kirche bezüglich der Verderbtheit, die sie bei sich eindringen und oft in schwerwiegender Weise sich ausbreiten ließ. Jede Einrichtung trägt in sich die Gefahr der Verderbnis durch die Teile, die sich anmaßen, das Leben des ganzen Körpers zu sein, durch die privaten und utilitären Beweggründe, die sich den sittlichen unterschieben. Jede Einrichtung leidet in der Tat an diesen Schicksalswandlungen und muß dauernd kämpfen, sie zu überwinden und wieder gesunde Zustände herbeizuführen.

Diese Mißstände gab es auch, wenn auch weniger skandalös und in kleinerem Maßstabe in jenen Kirchen, die sich gegen ihre erstgeborene katholische Schwester auflehnten, wie bei den verschiedenen evangelischen und protestantischen Bekenntnissen, die sich empört über die Verderbnis der katholischen Kirche äußerten. Die christliche katholische Kirche hat sich bekanntlich auch von jenen Männern, deren Geist spontan außerhalb der kirchlichen Mauern aufleuchtete, bereichern lassen. Indem sie diese Bewegungen ihren Zielen einfügte, hat sie sich mehr als einmal schweigend geläutert und neu belebt. Schließlich wurde, teils durch die Verderbtheit ihrer Päpste, ihres Klerus und ihrer Mönche, teils durch die veränderte politische Grundlage, die ihr die Herrschaft entzog, die sie im Mittelalter ausübte, ihren geistlichen Waffen die Spitze abgebrochen.

Aber selbst dann, als schließlich das neue kritisch philosophische Denken der Wissenschaft ihre Scholastik veraltet erscheinen ließ, und sie in Gefahr war, zugrunde zu gehen, erneuerte sie sich noch einmal voller Klugheit und Politik, rettend, was Klugheit und Politik retten können. So fuhr sie fort mit ihrem Wirken, welches dann auch in den eben entdeckten neuen Welten die schönsten Früchte tragen sollte. Eine Einrichtung stirbt nicht an ihren zufälligen oberflächlichen Irrtümern, sondern nur dann, wenn sie keinem Bedürfnis mehr entspricht oder in dem Maße, in dem sich die Qualität der Bedürfnisse, die sie befriedigt, verringert oder erniedrigt. In welcher Lage in dieser Hinsicht sich heute die katholische Kirche befindet, ist eine Frage, die außerhalb unserer Ausführungen liegt.

Um nun in unserer Betrachtung zu dem Punkte zurückzukehren, von dem wir ausgingen, nämlich, uns klarzumachen, welches die eigentlich christliche Wahrheit ist und welches ihre Beziehungen zur Kirche oder zu den Kirchen, so erkennen wir die Notwendigkeit an, daß der formende und fördernde Vorgang des christlichen Denkens zunächst zum Abschluß gelangen mußte. (Wenn es im Interesse der Klarheit ist, Großes durch Kleines zu erläutern, so geschieht etwas ähnliches, wenn man ein Buch geschrieben hat. Man übergibt es dem Verleger, Drucker und dem Publikum und widersteht dem tollen Begehren, endlose Verbesserungen anzubringen. Dabei bleibt dem Autor die Tatsache klar bewußt, daß die Betrachtung neu aufgenommen, nachgeprüft, weiter und auf höherer Ebene durchgeführt werden muß. Was wir gedacht haben, ist deshalb längst nicht zu Ende gedacht. Eine Tatsache ist niemals eine dürre Tatsache, von Unfruchtbarkeit befallen, sondern stets im Werden, stets, um ein Motto von Leibniz anzuwenden: «gros de l'avenir» (von Zukunft trächtig). Jene Genies der tiefsten Wirkung, Jesus, Paulus, der Verfasser des vierten Evangeliums und andere, die mit ihnen auf mancherlei Art in den ersten Zeiten des Christentums gemeinsam wirkten, scheinen das gerade durch ihr Beispiel zu belegen. Weil ihre Gedankenarbeit so inbrünstig und ohne Pose war, scheinen sie zu fordern, daß die Lehren, die sie stiften, einen Quell sprudelnden Wassers darstellen, der in Ewigkeit nicht auszuschöpfen ist.

Sie sollten nicht nur einem Weinstock vergleichbar sein, dessen Reben immer neue Früchte bringen, sondern ein unaufhörliches Wirken, das den Lauf der Geschichte lebend und plastisch beherrschend neuen Forderungen und Fragen Genüge tun sollte, die sie selbst noch nicht kannten und sich noch nicht stellten, die aber von nun ab dem Schoße der Wirklichkeit entspringen würden.

Doch diese Weiterführung, die ebenso Umformung wie Zuwachs bedeutet, war ja nicht möglich ohne genauere Bestimmung, Verbesserung und Einschränkung der ersten Vorstellungen. Es mußten neue Vorstellungen und Systeme geschaffen werden.

Diese Arbeit durfte weder in bloßen Wiederholungen noch in Wortauslegungen bestehen, kurz gesagt, es durfte keine Banausenarbeit sein. Eine solche ist es, bis auf einzelne Versuche und seltene Funken im Mittelalter, meist gewesen. Was not tot, war geniale und kongeniale Arbeit. So muß man als wirksame und bahnbrechende Förderung des religiösen Schatzes des Christentums solche Männer bezeichnen, die von christlichen Auffassungen durchdrungen diese durch Kritik und gründlichste Forschung ergänzten und dadurch einen wesentlichen Fortschritt für Leben und Denken schufen. Es waren also, trotz scheinbar antichristlichen Einschlags, die Männer des Humanismus und der Renaissance, die die Bedeutung von Dichtung, Kunst, Politik und weltlichem Leben verstanden und in ihnen die volle Menschlichkeit gegen den mittelalterlich weltfremden Asketizismus verfochten. In gewissem Sinne waren es auch die Männer der Reformation, indem sie die Paulinischen Lehren mit universeller Bedeutung erfüllten und sie aus den Hoffnungen und Erwartungen ihrer Zeit herauslösten. Es waren auch die strengen Begründer der physisch-mathematischen Naturwissenschaften mit den Entdeckungen, die aus den neuen Möglichkeiten unserer Zivilisation erwuchsen. Es waren die Verteidiger einer natürlichen Religion, des natürlichen Rechtes und der Toleranz, die Vorboten der letzten liberalen Auffassungen. Es waren auch die Aufklärer im Sinne der sieghaften Vernunft, die das soziale und politische Leben reformierten und mit den Ueberresten mittelalterlich feudaler und klerikaler Privilegien aufräumten. Die Männer, die den Nebelschwaden von Aberglauben und Vorurteilen entflohen, entzündeten Gluten neuer Begeisterung für das Gute und Wahre und brachten eine Erneuerung christlich-humanitären Geistes. Ihnen folgten die Revolutionäre der Tat, die über Frankreich hinaus ihre Wirkung über das ganze Europa ausbreiteten. Hierzu kamen die Philosophen, die sich bemühten, der Idee des Geistes kritisch spekulative Formen zu geben, jenes Geistes, den das Christentum an Stelle des antiken Objektivismus eingesetzt hatte. Es waren Vico, Kant, Fichte und Hegel, die direkt oder indirekt eine Geschichte der Wahrheit einführten. Sie wetteiferten, den Radikalismus der Enzyklopädisten durch den Gedanken der Entwicklung zu überwinden und die abstrakte Freidenkerei der Jakobiner durch die Einführung des konstitutionellen Liberalismus. Sie waren bemüht, an Stelle des abstrakten Kosmo-

politismus der Jakobiner Achtung und Förderung der Unabhängigkeit und Freiheit für all die verschiedenen individuellen Zivilisationen der Völker zu setzen — oder, wie sie es nannten, für die Nationen: Diese und alle die anderen ähnlichen Bewegungen mußte die römische Kirche (mit dem Eifer, von dem sie nicht ablassen durfte) konsequenterweise verleugnen und verfolgen. Sie mußte ja ihre Einrichtungen schützen und die Festlegung, die sie ihren Dogmen im Tridentiner Konzil gegeben hatte. Schließlich mußte sie alles, was in einem Wort zusammengefaßt das moderne Zeitalter ist, verdammen. Aber sie war nicht imstande, der modernen Wissenschaft, der Kultur und Gesittung des Laientums eine andere, ihr eigene kraftvolle Wissenschaft, Kultur und Gesittung gegenüberzustellen. Die Kirche mußte und muß es mit Abscheu als Blasphemie zurückweisen, wenn sich alle jene mit gutem Recht Christen und Arbeiter im Weinberg des Herrn nennen, die die ursprünglich verkündete Wahrheit von Jesus unter Mühsal, Blut und Opfern befruchtet haben. Denn jene Wahrheit, wenn sie auch von den ersten christlichen Denkern ausgearbeitet worden war, ist doch nichts anderes als jede andere Gedankenarbeit und immer zunächst ein Entwurf, der stets von neuem in Angriff genommen und durch neue Linien ergänzt werden muß. Die Kirche kann unter keinen Umständen sich vor der Auffassung beugen, daß es Christen außerhalb jeder Kirche geben könnte, die nicht weniger echt sind als die, welche ihr angehören, und um so stärker in ihrem Christentum, weil sie frei sind.

Wir schreiben dies weder in Billigung noch Mißbilligung der Männer der Kirche. (Wir verstehen mit schuldiger Achtung vor der Wahrheit die Logik ihrer intellektuellen und ethischen Einstellung und das Gesetz, das ihre Haltung vorschreibt.)

Trotzdem zwingt uns die Geschichte, jenen außerhalb jeder Kirche Stehenden das Recht, sich Christen zu nennen, zu bestätigen.

Einen sehr bezeichnenden Beweis für unsere geschichtliche Interpretation liefert die Tatsache, daß die anhaltende und heftige antikirchliche Polemik, die durch die modernen Jahrhunderte geht, immer in schweigender Ehrfurcht Halt gemacht hat vor der Erinnerung an die Persönlichkeit Jesu, im Gefühl, daß ihn beleidigen eine Selbstbeleidigung gewesen wäre, gegen den Quell der eigenen Ideale, gegen das Herz des eigenen Herzens.

Schließlich sind einige Dichter, denen man die dichterische Freiheit zugesteht, die Symbole und Gleichnisse, die Ideale und Gegenideale je nach den Regungen ihrer Leidenschaft zu behandeln, soweit gegangen, Jesus völlig mißzuverstehen. Sie sahen in Jesus,

der die Freude liebte und wollte, einen Verneiner der Freude, einen Verkünder des Weltschmerzes. Sowohl Goethe wie Carducci haben darin eine seiner ersten Forderungen fast in ihr Gegenteil verkehrt.

Den Phantasien und Eindrücken von Dichtern entsprang auch die Sehnsucht nach dem heiteren Heidentum der Antike. Freilich widersprachen dieser Heiterkeit häufig die entgegengesetzten Phantasien und Eindrücke bei den gleichen Dichtern, die sie noch eben lobend anführten. Diese gedankenlose Lustigkeit, jene Scherze erschienen harmlos, wo immer sie auftraten, um sich über irgendein Ereignis oder über eine ruhmvolle Gestalt der Geschichte oder Dichtung zu ergießen. Doch sie schienen nicht harmlos und wurden niemals gestattet, wenn es sich um die Gestalt Jesu handelte, die man auch standhaft ablehnte, auf die Bühne von Theatern zu bringen, außer in der Einfalt jener frommen mittelalterlichen Darstellungen und in dem, was von ihnen im volkstümlichen Geist weiterlebte. Hier war selbst die Kirche nachsichtig oder hat diese Aufführungen sogar gefördert. Ein weiterer Beweis für unsere These ist vielleicht in den Gleichnissen christlichen Charakters zu erblicken, mit denen sich oft politische und soziale Bewegungen moderner Zeiten umkleideten, auch wenn diese Bewegungen einen ausgesprochen antikirchlichen Charakter trugen. So konnte man von der «himmlischen Stadt» reden, die die Rationalisten des 18. Jahrhunderts, die Voltaireianer, errichtet hatten, vom «Garten Eden», den sie ins alte Rom verpflanzten, des «archaischen Glückes», der «Vernunft» und der «Natur», die bei ihnen an Stelle der Bibel und der Kirche getreten waren, und von anderem mehr.

Ebenso berufen sich die Revolutionen moderner Tage auf ihre «Verkünder», entsenden ihre «Apostel» und verherrlichen ihre «Märtyrer».

Es ist eben so, daß, wenn auch die ganze Geschichte der Vergangenheit in uns zusammenfließt und wir alle Söhne der Geschichte sind, die Ethik und Religion der Antike doch überwunden und aufgelöst sind in der christlichen Idee vom Gewissen und der sittlichen Inspiration, in der neuen Idee von dem Gotte, in dem wir leben, weben und sind. Dieser Gott kann weder Zeus noch Jahwe sein — auch nicht der germanische Wotan (trotz allen Lobes, mit dem man ihm in unseren Tagen hat schmeicheln wollen).

Daher fühlen wir alle uns seltsamerweise im sittlichen Leben und Denken unmittelbar als Söhne des Christentums.

Niemand kann wissen, ob jemals dem Menschengeschlecht eine andere Offenbarung und Religion zuteil werden wird, die ebenbürtig oder größer wäre als die christliche, die Hegel als die

«absolute Religion» bezeichnet hat. Von einer solchen zukünftigen Offenbarung ist heute allerdings auch nicht der schwächste Schimmer wahrnehmbar. Vielmehr muß man sich darüber klar sein, daß wir in unserer Gegenwart in keiner Weise die Ziele überholt haben, die uns das Christentum gesteckt hat.

Wie die ersten Christen mühen wir uns noch immer, einen Ausgleich zu finden zwischen den stets neu auflebenden, unerbittlich grausamen Widersprüchen zwischen Immanenz und Transzendenz, zwischen der Ethik des Gewissens und jener der anbefohlenen Gesetze, zwischen Sittlichkeit und Nützlichkeit, zwischen Freiheit und Autorität, zwischen dem Himmlischen und dem Irdischen, das im Menschen lebt.

Und wenn es uns gelingt, auch nur auf diesem oder jenem einzelnen Gebiet einen Ausgleich zu finden, dann quillt in uns eine Freude auf, die unsere Seele mit Ruhe erfüllt. Und im Bewußtsein, daß wir diese Gegensätze niemals voll ausgleichen und erschöpfen können, erwächst uns das mannhafte Gefühl des ewigen Kämpfers und ewigen Arbeiters, der weiß, daß es ihm, seinen Kindern und Kindeskindern nie mangeln wird an Stoff zur Arbeit — das heißt zum Leben.

Dem christlichen Empfinden zu dienen, es neu zu entzünden und zu nähren, ist uns ein stets neu auflebendes Bedürfnis, heute drängender und quälender denn je — unter Schmerz und Hoffnung. Und der Christengott ist noch heute unser Gott.

Unsere spitzfindigen Philosophen nennen ihn den Geist, der immer über uns waltet und doch als unser Selbst immer in uns lebt.

Wenn wir ihn nicht mehr als Mysterium anbeten, so hat das seinen Grund darin, daß er unter dem Gesichtspunkt «Mysterium» den Begriffen der abstrakten und intellektualistischen Logik eingereiht worden ist. Diese Logik ist unverdienterweise als die «menschliche Logik» betrachtet und gepriesen worden. Vor dem Auge der unbefangenen, konkreten Logik aber ist Er durchsichtige Wahrheit, die man wohl göttlich nennen muß, wenn man sie im christlichen Sinne als jene Wahrheit begreift, zu der der Mensch sich dauernd erhebt und die ihn in der Vereinigung mit Gott erst wahrhaft zum Menschen macht.

Uebersetzung von Gudrun Uexkull.